



Deutsche Gesellschaft für **Psychoanalyse,**
Psychotherapie,
Psychosomatik und Tiefenpsychologie e.V.

PSYCHO-NEWS-LETTER NR. 75

EIN KLEINER LITERATURRUNDFLUG

Im Auftrag des Vorstands der DGPT

Verfasst von
Michael B. Buchholz

Email: buchholz.mbb@t-online.de

Mitte Februar 2009

SPIEGELNEURONENGEDÄCHTNISPOLITIK

Zum einhundertsten Geburtstag 2008 von **Claude Levi-Strauss** erschien sein Buch *Traurige Tropen* in einer schönen neuen Ausgabe, illustriert mit den Gouachen von **Mimmo Paladino**. Der 1955 erstmals erschienene Klassiker hat Furore gemacht, den Ruhm seines Autors nachhaltig begründet und enthält eine Fülle von Beobachtungen, die auch der heutigen Lektüre sich frisch darbieten. Über die von ihm im südamerikanischen Dschungel studierten *Bororo* schreibt der Autor:

„Es wäre ungenau zu sagen, dass es für die Bororo keinen natürlichen Tod gibt; der Mensch ist für sie kein Individuum, sondern eine Person. Er ist Teil eines soziologischen Universums - des Dorfs, dass seit Ewigkeit besteht - sowie des physischen Universums, dem noch andere beseelte Wesen angehören: Himmelskörper und meteorologische Erscheinungen. Und dies trotz des vergänglichen Charakters der konkreten Dörfer, die (aufgrund der Erschöpfung des Ackerbodens) selten länger als dreißig Jahre am selben Ort bleiben. Was das Dorf ausmacht, ist also weder seine Erde noch seine Hütten, sondern eine bestimmte Struktur, die ich oben beschrieben habe und die jedes Dorf repro-

duziert. Nun versteht man, warum die Missionare, wenn sie die traditionelle Anordnung der Dörfer verhindern, alles zerstören.“ (S. 271)

Wechselt man von einem solchen Dorf einmal in eines, das nur literarisch erfunden wurde und allein als Ein-Wort-Titel eines Romans existiert. In einem ihrer klugen Romane aus dem England vor den napoleonischen Kriegen, *Middlemarch* (so heißt das 1872 erschienene Buch auch auf Deutsch, es gibt eine preisgünstige Reclam-Ausgabe) stellt die Autorin **Maryann Evans**, immer schreibend unter dem männlichen Pseudonym **George Eliot**, in vielfacher Weise fest, dass es keine Privatheit geben könne, die nicht durch gesellschaftliches Leben geprägt würde. Diese Einsicht teilt sie mit Levi-Strauss. Und formulierte sie vor diesem wie vor **Adorno**. Die Person ist Teil eines soziologischen Universums. So gesehen, hat man 1968 wiederholt, was hier bereits artikuliert war. Aber es finden sich noch viel mehr schöne Sätze darin, von denen ich hier zwei wiedergeben will:

„Erfüllte Herzen sind wie zweifache Spiegel: Sie zeigen vorne endlos viele schöne Dinge und zeigen hinten alles noch einmal.“ (S. 995)

Dass sich also einer im anderen spiegele, vorne und hinten, macht die Herzen erfüllt und läßt das Bild jener Kugelwesen entstehen, welche die Menschen nach dem Mythos des **Aristophanes**, den **Freud** so gerne zitierte, ursprünglich gewesen seien. Diese Identität aller mit allen, diese Einheit des Gattungswesens, diese Grundlegung des Individuellen im Ganzen hatte Freud als das Streben des Eros gefasst. Denn der Eros muß nach Einheit streben, *weil* die Menschen sich individuierten und, wie es der Mythos sieht, so die Einheit verloren. Das Symbol dieser Einheit, die Kugel, ist in zwei Hälften zerfallen und nun müssen sie als Individuen eine Einheit bilden - gerade nicht als Ganzes miteinander. Eben das hatte **Lou Andreas-Salomé** bekanntlich als „Doppelrichtung des Narzißmus“ bezeichnet – Einheit mit sich Selbst. Und Einheit mit allem. Vom Kontrast, ja vom unüberbrückbaren Gegensatz dieser Einheitssehnsüchte handelt der zweite hier zitierte Dialog bei George Eliot:

„Mrs. Cadwallader meinte vertraulich: ‚Sie werden ganz sicher verrückt werden so ganz allein in diesem Haus, meine Liebe. Sie werden Wahnvorstellungen bekommen. Wir müssen uns alle ein wenig Mühe geben, um bei Verstand zu bleiben und die Dinge bei denselben Namen zu nennen, wie die anderen Leute auch. ...‘

‚Ich habe die Dinge nie bei denselben Namen genannt wie die anderen Leute‘, entgegnete Dorothea entschlossen. (S. 724)

Wer den Roman kennt, weiß, dass Dorothea damit das Geheimnis ihrer seelischen Gesundheit verrät – aber eben auch ihre Einsamkeit artikuliert. Ihr durchaus als böse zu bezeichnender Ehemann, Mr. Casaubon, hat sie manches darüber gelehrt, wie „die anderen Leute“ die Dinge bezeichnen und doch verlogen etwas ganz anderes damit meinen und fordern. Sie wahrt *ihre* Einheit im Rückzug, muß aber die Einheit *mit* Anderen weitgehend aufgeben. Die deutsche Sprache würde hier vielleicht formulieren: sie möchte sich nicht „gemein“ machen: Dorothea meidet das Gemeinschaftliche, weil für ihre Erfahrung eben das Gemeine darin zu stark vertreten ist.

Doch wer *sagen*, wer mitteilen kann, dass er die Dinge nicht so nennt wie die anderen Leute und wer darin verstanden wird, spricht ja eben doch auch deren Sprache, verwendet die gleichen Namen für die Dinge, befindet sich insoweit in Einklang mit ihnen. Aus dem Paradoxon der Verbundenheit selbst in der Mitteilung eines extremen Rückzugs, so scheint es, kommen wir nicht so recht heraus und gewiss ist das auch gut so.

Komplizierter wird die Sache aber noch, wenn wir die Einheit der Person in Verbindung bringen mit dem Gedächtnis, weil solche Einheit ja unverzichtbar der Erinnerung bedarf, um Einheit sein zu können. Und dann wird's ganz kompliziert, weil das Gedächtnis selbst wiederum einer Erinnerungspolitik zur Verfügung steht, welche manche Erinnerungen heraus hebt und andere an die Peripherie drängt oder ganz verschwinden macht. Ohne *gemeinsame* Erinnerungen wiederum, ohne solche Selektion des Bewahrenswerten könnte man sich auch nur schwer vorstellen, wie jenes soziologische Universum entstehen könnte, von dem Levi-Strauss sprach. Aber ohne die Differenz zum Individuellen der Erinnerungen eben auch nicht. Individuelle Erinnerungen unterscheiden sich von den kollektiven zwangsläufig erheblich. Wie diese kontrastreiche Thematik

neuerdings verhandelt wird, von einem Kulturwissenschaftler, von einem Linguisten, von einem Neurowissenschaftler und von einem klinischen Psychologen, davon handelt dieser PNL. Er wird der vorläufig letzte sein. Nach mehr als 7 Jahren schaffen es meine Kräfte nicht mehr, Monat um Monat einen solchen Brief zu schreiben, sie wollen sich auch anderem zuwenden. Aber in unregelmäßiger Folge soll immer mal wieder einer erscheinen.

„...EXPERIENCE SHAPES MIRROR NEURON
ACTIVITY...”

Spiegel sind „in“. Seit der Entdeckung der Spiegelneuronen Mitte der 90er Jahre durch das vierköpfige neurowissenschaftliche Team um **Giacomo Rizzolatti** und **Vittorio Gallese** dreht sich die Welt ein ganz kleines bisschen anders. Es waren eigentlich zwei Philosophen des 19. Jahrhunderts, **Rudolph Hermann Lotze** und **William James**, die es längst schon formuliert hatten. Sie nahmen an, dass wir handeln, weil wir Ziele haben und wenn zur Erreichung von Zielen keine entgegengesetzten, also konflikthaftern Absichten blockierend aufträten, dann wäre bereits der Gedanke an das Tun zum Erreichen des Ziels genug, um eine entsprechende Repräsentation zu aktivieren. Zunächst konnte der Beweis für die Richtigkeit dieser philosophischen Einsicht auf dem Gebiet der sog. *Ideomotorik* erbracht werden. So können Sie beispielsweise beobachten, wie jemand einen schweren Koffer hochhebt und Sie werden bemerken, auch Ihr eigener Rücken verspannt sich leicht. Allein die Beobachtung einer fremden Handlung genügt, um die Repräsentanz der entsprechenden Leistungssysteme zu aktivieren; Nachweise, dass die Muskulatur selbst bei sehr feinen Bewegungen anderer „mitgeht“, konnten schon in den 1940er Jahren durch das Elektromyogramm erbracht werden und erregten damals die psychologische Öffentlichkeit ebenso, wie heute der gleiche Nachweis auf neuronalem Gebiet. Man beobachtet einen anderen Menschen, wie der etwas tut, und auf eine minimale Weise wird nicht nur die Muskulatur enerviert, sondern eben vorher schon. Wie man jetzt zeigen konnte, beginnen die entsprechenden Neuronen des motorischen Cortex zu feuern. Es ist, *als ob* der Beobachter die gleiche Handlung wie der Beobachtete ausführen würde.

Die Geschichte dieser Entdeckung wird - richtig spannend - in einem Buch „*Mirroring People – The New Science of How We Connect With Others*“ beschrieben, 2008 verfaßt von **Marco Iacoboni**, der ein neurowissenschaftliches Labor in Los Angeles leitet. Seine Arbeiten haben zur Weiterentwicklung des Wissens um die Spiegelneuronen beigetragen. Aus seinem Buch (S. 217) habe ich die Überschrift für diesen Abschnitt ausgewählt. Iacoboni macht uns nicht nur vertraut mit der Entdeckungsgeschichte, die wie so oft im Geschäft der wissenschaftlichen Mythenbildung dem reinen Zufall gefolgt sein soll – zufällig beobachtete Gallese, wie ein Affe mit einer Holzstange hantierte, um an eine Banane zu kommen. Zufällig war ein anderer Affe der Spezies *macaca nemestrina* anwesend, an dessen Gehirn die entsprechenden Elektroden angelegt waren, um neuronale Impulse aufzunehmen. Und ebenso zufällig fiel der Blick des menschlichen Beobachters, der den tierischen Beobachter beobachtete, auf die Meßapparatur, die auszuschlagen begann, obwohl das beobachtende Tier sich nicht rührte. Das mag so gewesen sein, aber das hat auch was von der üblichen Legendenbildung, die in diesem Geschäft als geschäftsfördernd gilt. Na gut.

Wichtiger ist, dass Iacoboni an vielen Stellen darauf aufmerksam macht, dass Gallese ein starkes philosophisches Interesse hat und insbesondere mit dem Phänomenologen **Merleau-Ponty** (1908-1961) vertraut ist (Iacoboni, S. 16, S. 108). Merleau-Ponty wiederum habe fairerweise immer wieder auf **Theodor Lipps** (1871-1914) und dessen frühe Arbeiten zur menschlichen Empathie hingewiesen. Theodor Lipps war ein Psychologieprofessor (erst Breslau, dann München),

in dem **Freud** wiederum einen akademischen Verbündeten sah. In einem Brief an **Wilhelm Fließ** aus dem Jahre 1898 schreibt Freud: „Ich habe mir die Aufgabe gestellt, zwischen meiner keimenden Metapsychologie und der in den Büchern enthaltenen die Brücke herzustellen und mich darum in das Studium von Lipps versenkt [...].“ Wenige Tage später fügt er hinzu: „Bei Lipps habe ich die Grundzüge meiner Einsicht ganz klar wiedergefunden, vielleicht etwas mehr, als mir recht ist.“ Und in einem späteren Brief schreibt er mit Bezug auf Lipps: „[...] in seinem Dialekt sagt er gerade das, was ich mir ausspekuliert über Bewusstsein, Qualität u. dgl.“. (Dank an **Günter Gödde** für diese Hinweise!)

Sich diese Verbindungslinie von Freud über Lipps zu Merleau-Ponty und weiter zu Galilei auszuziehen, ist doch recht interessant. Weil nämlich alle diese Denker bereits etwas formuliert hatten, was nun neurowissenschaftlich fundiert wird. Empathie gewann in der Philosophie des 20. Jahrhunderts, etwa auch bei **Max Scheler**, Bedeutung im Zusammenhang mit der Frage, wie Fremdes wahrgenommen werden könne. Man sprach von *sympathetischen Gefühlsbeziehungen*, die uns empathisch die Wahrnehmung des Gefühlszustandes anderer *unmittelbar* zugänglich machen sollten und versuchte das mit Begriffen wie „Nachleben“ oder „Nachfühlen“, „Mitfühlen“ oder „Miteinanderfühlen“ zu fassen. Dabei ging es um die Unmittelbarkeit eines solchen Erlebens, ohne dass das fremde Gefühl in uns „hinüber wandere“ oder uns nur „anstecke“. Gefordert war, dass die Intention gegeben sei, die sich auf das fremde Leid bzw. das fremde Erleben überhaupt richte. Niemand konnte so recht erklären, wie das zustande kommen könne; Freud war sich sicher, dass es in „leidenschaftlich erregten Massen“ eine solche Gefühlsansteckung gebe und verglich sie mit der Koordination von Handlungsaktivitäten in Ameisenstaaten.

Jetzt hat man die Basis dafür gefunden, dass die Aktivitäten der Region F5 im präfrontalen Cortex es sind, die eine solche Unmittelbarkeit gewährleisten. Diese kann man im Tierversuch auf zellulärem Niveau beobachten, also das Feuern von einzelnen Neuro-

nen dokumentieren, die dann ihrerseits bestimmte motorische Neuronen anregen, von denen Muskelaktivitäten ausgehen. Mit weniger intrusiven Methoden (bildgebende Verfahren) kann man entsprechende Beobachtungen (von Beobachtungen) dann auch an Menschen machen und das Buch schildert anschaulich, wie diese Entwicklungen verliefen. Um aber zu verstehen, was hier anvisiert wird, muß man verstehen, warum Iacoboni sich als Anhänger der sogenannten „Simulationstheorie“ outet und die „Theory of mind“-Theorie (ToM-Theorie) verwirft.

Kurz gesagt, nimmt die ToM-Theorie an, dass Kinder im Laufe ihrer Entwicklung eine „Theorie“ darüber entwickeln, was im Kopf anderer Menschen vor sich geht. Sie denken sich z.B., dass ein Anderer nicht wissen kann, was im Zimmer vor sich ging, wenn der andere gerade draußen war. Sie entwickeln mehr und mehr die Fähigkeit zur Perspektivenübernahme. Diese Theorie ist weniger falsch als vielmehr in einer Art und Weise formuliert, die das Kind zu sehr mit einem hypothesenbildenden Wissenschaftler vergleiche. Die Simulationstheoretiker (deren Paladin **Alvin Goldman** mit seinem Buch „Simulating Minds“, 2006, ist), meinen, dass in den Formulierungen der ToM-Theoretiker gewissermaßen zu viel Theorie, zu viel Abstraktion, zu viel Reflexion drinstecke; das ganze laufe schneller, unmittelbarer und direkter ab und vor allem schon: früher. Also präreflexiv. Hier sehen wir: die Thematik der „Einfühlung“, die von den genannten Philosophen beschrieben wurde, wird hier nun fundiert. Und die Kontroverse geht genau um die gleichen, im Kern philosophischen Fragen: Gibt es eine eigenständige Einfühlung, eine Art präreflexiver Verbundenheit oder braucht jeder dazu eine „Theorie“ über das, was im Kopf des Anderen sich abspielt?

Obwohl Goldman in seinem Buch ausdrücklich von „mindreading“ spricht und sich seinerseits darin (S. 16) auf Theodor Lipps beruft, lehnt Iacoboni diesen Ausdruck ab, wenngleich er sich zu den Simulationstheoretikern rechnet:

„I do not think we ‚read‘ other minds, and we should stop using terms that already contain bias about the way we think about such a process. We read the world, yes, but

we do not read other minds in the usual sense that that phrase is used.”

Jacoboni lehnt also die Idee, in den Köpfen anderer zu “lesen” deshalb ab, weil das allzu akademisch klinge, zu hochtrabend angesiedelt ist; das zwischenmenschliche Verstehen sei viel unmittelbarer. Und deshalb fährt er fort:

„I do not believe we need to overload the brain with complex inferential thought on why people do what they do or what they are going to do next, especially for the more or less continuous understanding of the simple, everyday actions of all fellow human beings. We have people around us all the time. We would be able to cope with all this if we had to be scientists, like Einstein, analyzing every person around us. Nor was I the lone wolf in my opposition to the theory theory. When it was the dominant model in the field of developmental psychology – well before mirror neurons were discovered – a minority of scholars proposed an alternative called simulation theory. This one hold that we understand other mental states by literally pretending to be in other people’s shoes. There are two variations on this idea, one more radical than the other. The moderate version maintains that the pretense to be in somebody else’s shoes is a cognitive, deliberate, and effortful process, whereas in the more radical variation it is thought that we automatically simulate in a fairly unconscious way what other people do. On this question I am a radical, since this automatic, unconscious form of simulation maps well with what we know about mirror neurons” (Jacoboni S. 73)

Der Unterschied zwischen ToM-Theorie und Simulationstheorie dürfte nun klar sein. Sich eine *Theorie* über Andere zu machen, ist irgendwie an die Vorstellung von Sprache, mindestens aber von symbolischen Repräsentanzen gebunden, während Simulation das Wort ist, das ausdrückt, dass wir immer schon und auf eine existentielle Weise mit anderen in einer Welt der Verbundenheit sind. Mit ToM-Theorie ist die Erfahrung der individualisierenden Getrenntheit mitgedacht, weshalb man sich *denken* muß, was im anderen vorgehen könnte; mit Simulation ist gemeint, dass in einem dem Denken vorgelegten Bereich Teilhabe immer schon ge-

schieht, die von Reflexion nur eingeholt werden kann – nachträglich.

„This simulation process is not an effortful, deliberate pretense of being in somebody else’s shoes. It is an *effortless*, automatic, and unconscious inner mirroring” (Jacoboni, S. 120)

So wiederholt Jacoboni diesen Unterschied mit Nachdruck. Es entgeht einem dabei nicht, wie oft er in diesem Zusammenhang vom Unbewussten spricht. Auch die Psychoanalyse wird (S. 260) erwähnt:

„The mirror neuron system seems to project internally (psychoanalysts would say ‚introject‘) those other people into our own brains“

Nun, der Gedanke, dass *das Tun des Einen das Tun des Andern* sei, war ja nicht erst von einem Londoner Psychoanalytiker entdeckt worden. Man findet ihn sowohl beim Philosophen **G.W.F. Hegel**, von dem **Helm Stierlin** diese Formel dann in einen seiner Buchtitel übernommen hatte, als auch zentral wiederum bei Merleau-Ponty und es ist eines der seltsamen Wunder, wie solche Quellen des Intersubjektiven gerade bei Psychoanalytikern immer wieder „vergessen“ werden. Deshalb lässt die kleine Erinnerung an die Ahnenliste von Freud und Lipps über Merleau-Ponty zu Gallese doch ahnen, dass es hier einen Zusammenhang gibt, der nun mit der Erwähnung des Wortes *unconscious* wieder eingespielt wird. Was ist nun eigentlich daran unbewusst?

Zunächst einmal, dass die neurowissenschaftlichen Funde erwünschte Bestätigung dessen sind, was die genannten Philosophen, und dann auch Freud bereits formuliert hatten – ohne den neurowissenschaftlich-experimentellen Aufwand. Systematisch gesprochen müsste das dann zu der *Schlussfolgerung* führen, dass diese Befunde *den Neurowissenschaften hier einen Status als Hilfswissenschaften, nicht aber als Leitwissenschaft* zuweisen. Das könnte von deren imperialen Ansprüchen entlasten und zugleich sie als Hilfswissenschaften sehr willkommen heißen.

Weiteres kommt hinzu. Jacoboni zeigt in weiteren Kapiteln sehr schön, dass die Spiegelneuronen keineswegs einfach „da“ sind und dann die Grundlage von Empathie, Mitmenschlichkeit und Gemeinschaftsgefühl

abgeben. Nein, auch sie müssen *gebildet* werden, wie ich mit Nachdruck auf der Doppeldeutigkeit dieses Wortes formulieren möchte. Die Fülle der von ihm berichteten Experimente kann ich nicht wiedergeben. Klar scheint, dass der kindliche Autismus mit einem Ausfall bestimmter Areale des Spiegelneuronensystems einher geht, aber ebenso klar scheint auch, dass dieser Ausfall auf bestimmten, sehr frühen Interaktionen bzw. auf deren Fehlen basiert. Mit Nachdruck formuliert dieser Experte:

„There is also evidence that the human mirror neuron system is shaped by experience“ (S. 216)

Unbewusst also wäre, dass hier frühe Erfahrung eine Rolle spielt, was von der Psychoanalyse immer behauptet wurde. Dass sich deren *Wirkungen* nun an den Spiegelneuronen aufweisen lassen, betont dann gerade die Rolle der frühen Erfahrung! Am materialen Substrat lassen sich eher Effekte als Ursachen finden – und dieser Einsicht scheint Iacoboni still zuzuspielen. Hier materialisieren sich gleichsam Gedächtnisspuren an frühe Erfahrungen. Welcher Art diese Erfahrungen im Detail sind, liegt außerhalb des neurowissenschaftlichen Interesses von Iacoboni, aber sein Sinn und Sinnen richtet sich durchaus auf gesellschaftliche Zusammenhänge.

Denn hier zeichnet sich nicht nur ein neues Menschenbild, sondern mehr noch ein neues Gesellschaftsbild ab. Dies entspringt aus einer systematischen Frage und aus der neurowissenschaftlichen Verarbeitung mancher gesellschaftlichen Erfahrung. Die systematische Frage ist, wie es kommen kann, dass eine im Grunde so willkommene Basis des menschlichen Miteinander, heiße sie nun „Empathie“ oder eben „Spiegelneuronen“, für erheblichen Mißbrauch verwendet werden kann? Wie kann aus dem so Guten etwas so Böses werden? Etwa in Massenaufmärschen bei Nürnberger Reichsparteitagen? Sind die Spiegelneuronen auch verantwortlich dafür, wenn eine ganze Gesellschaft

plötzlich von einem Wahn befallen ist? Von einem schweren Irrglauben? Welchen Einfluss hat Gewaltfernsehen? Seine Antwort ist klar: es hat neurobiologisch mächtigen Einfluss! Die Spiegelneuronen zucken und feuern und zünden nur so. Kleinere Formate derselben Frage bearbeitet Iacoboni unter der Erfahrung, warum Menschen auf bestimmte Werbungen, etwa zu Rauchen, hereinfallen – weil sie andere Menschen sehen, die beim Rauchen so glücklich zu sein scheinen. Und er folgert, unter Berufung auf die Philosophen, dass seine Beschäftigung mit den Spiegelneuronen ihn dazu geführt habe, „that our research should be called existential neuroscience“ (S. 266). Seine gesellschaftspolitischen Überlegungen lese ich mit Sympathie:

„...our society is far from being ready to use scientific data to drive policy, especially in cases such as imitative violence, which involve an intricate relationship between financial interests and free speech. It’s a tough policy issue with no easy answers, and I don’t think it helps to confine science in general, and neuroscience in particular, to the ivory tower and the marketplace: discoveries are applied only to developing pharmacological treatments for neurological diseases, rarely to enhancing the well-being of the society as a whole“ (S. 269)

Ließen sich also beschädigte Spiegelneuronen bei Autisten nachweisen, ließe sich zeigen, dass Gehirne von Jugendlichen mit hohem Gewaltfernsehkonsum irgendwie „anders“ sind, oder die von schulischen Zappelphilippen (wenn’s so ein Wort im Plural gibt), dann würde mit Geschäftssinn vor allem pharmakologisch einzugreifen versucht und Iacoboni zweifelt, dass darin ein Interesse zur Geltung käme, das Wohl der Gesellschaft zu befördern. Hier nähert sich der Neurowissenschaftler Aussagen über die Medikalisierung sozialer Probleme, die man begrüßen möchte. Erstaunlich, wenn wir darüber in den deutschen Diskussion doch etwas zu wenig zu hören bekämen!

HIRNRHETORIK

Drew Westen ist ein wohlbekannter klinischer Psychologe an der Emory-University,

aus dessen Schreibstube eine Fülle von profunden Forschungsberichten stammen, u.a.

solche, die sich sehr kritisch mit weiten Teilen der empirischen Psychotherapieforschung befassen. Mein PNL-25 berichtete schon darüber.

Weniger bekannt dürfte sein, dass Drew Westen sich aktiv in der amerikanischen Politik engagiert. Er kommentiert regelmäßig die aktuellen Geschehnisse in Radio und Fernsehen und hat sich im amerikanischen Wahlkampf für **Barack Obama** stark gemacht. Wie auch andere war er verzweifelt über die Verwüstungen durch die Truppe um Schorsch Dabbelju, die Zerstörungen an Sozialität und Solidarität, die Erosion der Justiz, die Korruption und Kontrolle im Übermaß. Und über die Ohnmacht der „Liberals“, die es nicht verstanden, der republikanischen Übermacht in den Medien selbst bei eigenen Mehrheiten in Senat und Repräsentantenhaus wirkungsvoll etwas entgegen zu setzen. In seinem Buch „The Political Brain – The Role of Emotion in Deciding the Fate of the Nation“ (2007) sieht er die Gründe für diese Wirkungslosigkeit in einer falschen Auffassung von „mind“ – und darin wird er unterstützt von einem anderen Autor. **George Lakoff** verwendet einen fast gleich lautenden Titel für sein Buch „The Political Mind – Why You Can’t Understand 21st-Century American Politics with an 18th-Century Brain“ (2008). Den Chomsky-Schüler und führenden Linguisten Lakoff habe ich in diesen PNL schon oft vorgestellt. „Mind“ und „brain“ scheinen hier austauschbar geworden zu sein, aber vielleicht sollten wir den Unterschied doch nicht zu arg ignorieren!

Beide, Drew Westen und George Lakoff, stellen eine ähnliche Diagnose:

„The central thesis of the book is that the vision of mind that has captured the imagination of philosophers, cognitive scientists, economists, and political scientists since the eighteenth century – a *dispassionate mind* that makes decisions by weighting the evidence and reasoning to the most valid conclusions – bears no relation to how the mind and brain actually work. When campaign strategists start from this vision of mind, their candidates typically lose.“ (Westen, S. ix)

Und bei Lakoff klingt es in einer ganz ähnlichen Richtung:

„It’s fashionable among progressives to wonder why so many ‚red state‘ voters don’t vote in their own economic interests. This is simply another symptom of eighteenth-century rationalism, which assumes that everyone is rational and rationality means seeking self-interest. ...People are not eighteenth-century reason machines ... We need a new, updated Enlightenment“ (Lakoff S. 12 und 13).

Jeder, der ein klein wenig die Geschichte der Psychoanalyse – ich nenne die Freudomarxisten um **Wilhelm Reich** und **Otto Fenichel** - erinnert, wird die Analogie sofort verstehen: Es war genau dies die Frage der Frankfurter Schule in den beginnenden 1930er Jahren, warum die Menschen sich entgegen ihren offensichtlichen Interessen verhielten und als „allerdümmste Kälber“ ihren „Metzger“ selber wählten. Eben diese Frage wird nun im Rückgriff auf neurowissenschaftliche Befunde zu beantworten versucht und auch hier können Lakoff und Westen auf „Das Unbewusste“ nicht verzichten. Aber sie zeichnen eine etwas andere Kartierung davon; es ist weniger autobiographisch, vielmehr in der Sprache angelegt. Ich wähle eines von den zahlreichen überzeugenden Beispielen.

Als die beiden Flugzeuge am 11. September 2001 in die „Twin Towers“ flogen und eine gewaltige Katastrophe auslösten, sprach der amerikanische Außenminister **Colin Powell** am gleichen Abend noch von einem „horrible crime“. Diese sprachliche Deutung *als* „Verbrechen“ hätte Polizeimaßnahmen auf internationaler Ebene nach sich ziehen müssen, Einzelne und ihre Organisationen wären als Täter dingfest zu machen gewesen, nicht aber ganze Nationen. Am nächsten Tag aber hatte die Bush-Administration die neue Sprachregelung vom „war on terror“ und „we are at war“ ausgegeben und die hatte ganz andere Folgen. Im Krieg müssen Amerikaner zusammen stehen, der Feind muß gemeinsam bekämpft, interne Differenzen müssen zurückgestellt werden und es geht gegen andere Nationen, nicht gegen andere (kriminelle) Personen. Die neue Sprachregelung richtet das Denken anders aus und, darüber hinaus, mobilisiert sie ganz andere Affektlagen. Zugleich wurde mehr und mehr

klar, wie geschickt die Regierung die Besetzung des Irak vorbereitete. Lakoff zeigt uns dazu, wie Narrative eine bestimmte Affektivität ansprechen. Narrative basieren auf „frames“ und auf „scenarios“ – **Alfred Lorenzer** und **Herrmann Argelander** mit ihren Ideen über „Szenisches Verstehen“ hätten sich sehr gut wieder gefunden. Alle Handlungen haben eine „frame“-Struktur – Worte zur Beschreibung von Handlungen weisen klare Beziehungen zu einem kohärenten „frame“ auf. Gibt einer ein Gespräch wieder mit den Worten, der andere habe ihm dies oder jenes „verkaufen“ wollen, so ist damit sofort das Szenario von Käufer und Verkäufer, bezahlen und Ware erhalten, Preis und Gütern aufgerufen. Das muss über die Beteiligten dann gar nicht mehr so ausgesagt werden, weil das Szenario mit nur einem Wort, meistens dem Verb, gleichsam „angespielt“ wird und schon erklingt bei den Zuhörern die ganze Melodie. Märchen haben häufig das Szenario von einem Bösen, der die Jungfrau gefangen hält und dann gibt es den Helden, der sie befreit. Aber das findet sich nicht nur in Märchen, sondern eben auch in *Star Wars*, im Film *Casablanca* oder bei der medialen Inszenierung von vielen Krimis. Szenarios mit solchen „deep narratives“ (Lakoff, S. 24; Lorenzer sprach von der „Tiefenhermeneutik“) finden sich in nahezu allen Kulturen; die einzelnen Rollen sind unterschiedlich besetzt. Lakoff vermutet, die universelle Ausbreitung habe mit dem „neural binding“ zu tun: Wenn ich an meinen roten VW denke, dann ist die Gestalt des Autos in einer ganz anderen Hirnregion abgespeichert als die rote Farbe, aber ich denke als an eine Einheit daran.

„There are theories of how binding works, but we do not know for sure. The most prominent theory is that binding is ‘time-locking’ – neurons firing simultaneously in different parts of the brain along connecting pathways. When they do, we experience simultaneous firing as characterizing the same entity. Another current theory is based on the coordination of so-called neural signatures – small collections of individual neurons together forming distinct firing patterns. But however it occurs, and whatever theory turns out to be correct,

binding is one of the most important and most commonplace of all brain mechanisms.” (Lakoff, S. 25)

Ein Aspekt des „neural binding“ ist die Zeitstruktur. Es gibt Präphasen der Vorbereitung, dann den eigentlichen Beginn, das Hauptereignis, die Erläuterung des Geschehens, die Conclusio und schließlich die späteren Folgen. Überall finden neuronale Aktivierungen statt mit hormonellen Ausschüttungen, die unsere Affekte dann steuern bzw. unvermeidlich produzieren sollen. Schon auf neuronaler Ebene soll es diese Struktur geben, die wir aus unseren späteren, reiferen Erzählungen dann kennen und reproduzieren. Dementsprechend ist damit dann die Basis gegeben für die Aufnahme auch politischer Nachrichten.

„One of the reasons that politics lets us down is that we keep comparing it to our ideal narratives, to politics on TV or in the movies, which is tidier and better fits such structures.“ (Lakoff, S. 27)

Wer also Politik „verkaufen“ will, muss solche Narrative aktivieren können. Im Zusammenhang mit dem Irak-Krieg wurde das Narrativ von der „Erlösung“ (*American Redemption Narrative*) schon vor den Ereignissen von 9/11 aktiviert: die irakische Bevölkerung wurde zunächst zum eigentlichen Helden stilisiert, die Hilfe beim Kampf gegen den Unterdrücker Saddam benötigte. Die Codierung mit Narrativen müsste korrekterweise von „Heldin“ sprechen lassen, denn meist sind es Jungfrauen, die errettet werden müssen – die irakische Bevölkerung wird hier also weiblich codiert, ohne dass das gesagt werden müsste, weil das Schema des Narrativs die entsprechenden assoziativen Netzwerke aktiviert. Die zu Befreienden sind weiblich, zu Anfang der Geschichte arm dran, in Gefangenschaft oder versklavt ohne Aussicht auf Glück oder Gerechtigkeit, dann aber erscheint die hilfreiche Hand und aus Aschenputtel wird die Prinzessin. Aus einem jahrelang eingesperrten und missbrauchten Opfer wird eine erfolgreiche Talkmasterin. Auch **Natascha Kampusch** lebt und vermarktet ein solches Narrativ. Lakoff beginnt sein Buch mit der entsprechenden amerikanischen Geschichte von **Anna Nicole Smith**. Sie erfand sich nach einer Geschich-

te der familiären und ehelichen Unterdrückung gleichsam selbst, kam in die Fernsehkanäle und weckte jede Menge „ready made emotions“ (Lakoff, S. 28) bei vielen Anrufern und Kommentatoren.

Im Schema eines Erlösungs- bzw. Rettungsnarrativs nun wurde die gerechte, aber unerfüllte Sehnsucht der irakischen Bevölkerung nach Demokratie dargestellt und damit der Boden für die Vorstellung bereitet, dass Amerika die erwünschte hilfreiche Hand, der Erretter sein könne. Wie damals, als Deutschland vom Bösen befreit wurde.

Dann wurde das Narrativ vom bösen Saddam entwickelt, der sein armes Volk quälte und unterdrückte – und wer ein guter Mensch sein wollte, *musste* nun zu Hilfe eilen.

Damit änderte sich die Affektlage. Zunächst handelte es sich um Mitleid, jetzt aber wurde ein moralisches „Muß“ inszeniert, dem die Regierung mit dem Militäreinsatz dann nur „folgte“. Sie schien einfach keine andere Wahl zu haben. Jetzt ging es nicht nur um das unentfaltete Potential der noch nicht befreiten Heldin (die irakische Bevölkerung), sondern weit verpflichtender darum, von dem Bösen zu erlösen. Amerika wurde dementsprechend auf die Rolle als Retter vorbereitet, der Schwerpunkt verschob sich von der Erlösung zur Rettung. Das machte die Sache dringlicher und zugleich moralisch zwingender.

Frühere Informationen - dass die amerikanische Regierung kurz zuvor noch mit Saddam freundschaftliche Beziehungen gepflegt und Waffen an Irak (gegen Iran) geliefert hatte; Photos des lächelnden Donald Rumsfeld shaking hands mit Saddam; dass die Firma Haliburton heimlich Nuklearmaterial an Iran lieferte und ihr ehemaliger Chef **Dick Cheney**, jetzt US-Vizepräsident war – mussten verschwinden.

Entsprechend der „frame“-Structure solcher Narrative verschieben sich dann alle Bedeutungen mit dem subtilen Auswechseln des zentralen Bezugsmusters. *Krieg* gegen den Irak war dann kein Krieg mehr, sondern *Befreiung*. Lakoff zeigt, wie geschickt dieses Manöver flankiert war von Medienberichten über Menschen, die aus allerlei Notlagen befreit werden mussten. Aber der Krieg war

tatsächlich eine Besetzung. Lakoff zitiert aus **Alan Greenspans** Autobiographie:

“I am saddened that it is politically inconvenient to acknowledge what everyone knows: the Iraq war is largely on oil” (Greenspan, zit. nach Lakoff, S. 154)

Greenspan wird es gewusst haben, denn er hatte dem Präsidenten zu all dem geraten. Dies ist also ein Beispiel – Rettungsnarrative mobilisieren bestimmte Affekte, die eine Einsicht in die *Besetzung* des Iraks verhindern, die als *Krieg* ausgegeben wird – für jene Rolle der Emotionen, die rhetorisch von Kampagnenplanern vorbereitet wird. Eine *Besetzung* wegen Öls wird nun als *Befreiung* der unterdrückten irakischen Bevölkerung von vielen tausenden Menschen erlebt. Die verdrehte, als „perverse“ Metapher heißt dann „Besetzung = Befreiung“ und die Rhetorik wird eingebaut, damit man diesen Widersinn nicht bemerkt. Eine ziemlich wirkungsvolle Täuschung, basierend darauf, dass unser Gehirn gar nicht anders kann, als metaphorisch denken. Aber natürlich geht es bei Lakoff nicht *gegen* die Metaphern, sondern gegen die Verführbarkeit durch Metaphern – und am Ende erklärt eine solche Analyse nicht schlecht, dass alle bis in die höchste Generalität doch ziemlich erstaunt waren, dass das erlöste irakische Volk gar nicht so glücklich war über die „Befreiung“; dort hat man es verstanden als das, was es war: eine Besetzung des Landes durch eine fremde Macht. Dies alles berührt andere Fragen noch gar nicht, wie z.B. ob die Beseitigung Saddams legitim oder moralisch gerechtfertigt war.

Informierte Zeitungsleser in Europa werden nicht so überrascht sein von alledem. In Europa hat man sich ja eher darüber gewundert, wie ein gelernter General als Außenminister **Colin Powell** vor dem UNO-Sicherheitsrat mit Satelliten-Bildern von den angeblichen Massenvernichtungswaffen auftreten konnte, die man selbst im hiesigen Fernsehen leicht als gefälscht identifizieren konnte. Fast alle seriösen Zeitungskommentatoren haben den Kopf damals darüber geschüttelt, dass Powell glaubte, damit durchzukommen. Inzwischen hat er es ja auch als seinen größten Fehler widerrufen und behauptet, falsch informiert worden zu

sein. Wir wollen wohlwollend annehmen, dass auch er vom eigenen Narrativ ziemlich eingewickelt worden ist.

Mir kommt es hier darauf an zu sehen, wie Westen und Lakoff eine Aufklärungsposition einnehmen, die in Europa von der Psychoanalyse einst besetzt gewesen ist.

Wie sehr auch wir von Narrativen und deren unbewussten Formaten angesprochen sind, beschäftigt auch Rainer Krause, der die Nazizeit als „chosen trauma“ (Forum der PsA., 4/2008) analysiert. Er kritisiert die These, dass ständige Erinnerung durch mediale Präsentation die Verdrängung der NS-Zeit aufhalten könne: „Die Behauptung, dass Traumata bzw. Verbrechen, die nicht fortlaufend im kollektiven Gedächtnis reverberiert würden, der Verdrängung verfallen würden, ist zumindest korrekturbedürftig. Sie gilt nur für *unbewusste* neurotische Konflikte, nicht aber für traumatische Ereignisse, deren zentrales Merkmal die Unmöglichkeit sie zu vergessen ist.“ (S. 342) Im „Kampf um die Definitionshoheit“ (S. 344) spiele die Traumadiskussion eine nicht geringe Rolle für die Bestimmung der zukünftigen deutschen Identität. Die Metaphorik wird dabei auch von Krause bemerkt: Gilt „Kriegsende = Befreiung“ oder gilt „Kriegsende = Niederlage“? Je nachdem, welche Metapher narrativ durchgesetzt wird, entscheiden sich die politischen Wertigkeiten. Krause sucht nach einer Verschmelzung von beidem.

Diese von **Mitscherlich** angestossene Denkrichtung, klinische Befunde der Sozialpsychologie für die Politik zu nutzen, ist Thema eines eindrucksvollen Heftes der Zeitschrift „Psychosozial“ Nr. 114 über „Die Unfähigkeit zu trauern“, das **Gudrun Brockhaus** verdienstvollerweise herausgegeben hat. Es enthält Beiträge von **Aleida Assmann**, **Hans Mommsen**, **Alexander von Plato**, **Timo Hoyer** und **Helmut König**, um nur einige derjenigen zu nennen, die als Nicht-Psychoanalytiker das Gespräch mit der Psychoanalyse suchen. Eine Sammelrezension von **Markus Brunner** über mehrere Texte aus dem Themenfeld „Trauma und die Deutschen“ lässt erkennen, dass es da manche Merkwürdigkeiten gibt. Brunner zitiert etwa aus einer Arbeit von **Ulrich Sachsse** (2002) dessen Bedauern, dass die Ächtung Deutschlands „jede Sympathie mit Deutschland und den Deutschen zwischen 1933 und 1945“ beendet habe, auch, dass Sachsse bedaure, dass „deutsche Nachkriegsheldenverehrung“ nur ein „inoffizielles Kümmerdasein“ in Groschenheftchen friste. „Der deutsche Nationalstolz und die deutsche Ehre“, so zitiert Brunner aus Sachsses Publikation, seien mit der Kriegsniederlage untergegangen und Brunner meint, mit diesen Formulierungen kippe der Opferdiskurs „vollends nach rechts außen“. (S. 147)

Aus seiner Rezension zieht Brunner den Schluss, „Trauma“ sei in diesem Diskurs kein Konzept, das klinisch neutral gehandhabt werde, sondern fast immer tendenziös.

„And what does cognitive science have to do with this? The answer is the cognitive unconscious – the system of concepts that structure our brains but that we can't see directly. Most of what we understand in public discourse is not in the words themselves, but in the unconscious understand-

ing that we bring to the words“ (Lakoff, S. 43)

Lakoff hat deshalb in seinem Buch ein Kapitel „The Political Unconscious“ eingefügt, in dem er an einer Fülle von Beispielen zeigt, wie ungemein geschickt Worte weniger Information vermitteln, als vielmehr „frames“

sind; sie sind Rahmen, die das Bild verändern. Sie sind gleichsam die Anweisung, *als was* etwas verstanden werden soll. In einer konservativ moderierten Fernsehdiskussion wird ein Liberaler mit der suggestiven Frage in die Enge getrieben, ob er nicht auch der Überzeugung sei, dass Englisch die amerikanische Muttersprache sei und bleiben müsse? Die Antwort scheint nur Ja oder Nein zu sein. Aber es geht eben um mehr als um Information; der Befragte war in diesem Fall Bill Clinton und der stellte schnell klar, dass diese Frage infam sei, denn es gehe um Immigration und die Integration der Einwanderer und diese Art zu fragen verdecke, ob man Menschen wie den

Latinos helfen wolle oder sie in der Rechtlosigkeit gehalten werden.

Lakoff generalisiert diese Beispiele in einleuchtender Weise dazu, dass der Gegensatz sei, ob man auf eine konservative Gesellschaft von einzig ihre individuelle Reich-

tumsvermehrung verfolgenden Individuen zusteuern wolle oder auf eine Gesellschaft von Menschen, die Empathie als den höheren Wert ansetzen. Empathie oder Egozentrik – das seien die zentralen Gegensätze und hier kommen auch bei ihm erneut die Spiegelneuronen ins Spiel.

Konservative denken unbewusst in der Metapher, dass die „Nation = Familie“ sei und sie unterlegen diese Metaphorik mit einem ganz bestimmten Bild der Familie – die einen starken Vater brauche, der mit Autorität ausgestattet ist, Werte vertritt und Gefolgschaft fordert. Sexualität ist hier normativ hetero, die Frau der männlichen Autorität untergeordnet, die Kinder zu Gehorsam verpflichtet. Sie werden erzogen nach dem Leitbild der Maximierung eigener Interessen, Mitgefühl ist wenig gefragt, weil es meist eigene Interessen behindert. Diese „Nation = Familie“-Metapher leuchtet dann die politische Sphäre aus und macht auf diesem Hintergrund manches verständlich, v.a. dass „Konflikte = Unordnung“ verstanden werden. Aus dieser Metaphorik folgt: Konfliktlösung = Beseitigung (von Abweichenden wie z.B. Homosexuellen, Immigranten, Schwarzen usw.). In diesem Weltbild wird es dann normal, wenn von Soldaten der Einsatz von Leib und Leben gefordert wird, konservative Organisationen sich aber anschließend nur wenig um die Wiedereingliederung von Verwundeten kümmern; jeder soll ja seine eigenen Interessen verfolgen, jeder muß für sich selbst sorgen.

In einem von Empathie bestimmten Weltbild wäre das anders. Hier operiert untergründig nicht das patriarchalische Familienbild, sondern das „Nurturant Parent Model“: Eltern fühlen sich verantwortlich für ihre Kinder; „Their job is to nurture their children and raise them to be nurturers of others.“ (S. 81). Hier können Eltern durchaus mal auch Streit haben, weil Frauen sich nicht unterordnen müssen, hier können Kinder von elterlichen Vorstellungen abweichen (und z.B. homosexuell werden oder andersfarbige Partner mit nach Hause bringen); das schafft Konflikte, aber die werden als normaler Teil des Lebens betrachtet. Überträgt man dieses Modell in die Politik, folgen sofort höchst unterschiedliche Wer-

tungen in solchen Fragen wie Abtreibung, Homosexualität, Pazifismus usw., die die amerikanische Politik erheblich emotionalisieren. Und je nachdem, welches Familienbild dem Wort „Nation“ dann unbewusst zugrunde gelegt wird, erhalten auch andere Worte wie „verantwortlich“ (für die nächste Generation) ganz unterschiedliche Bedeutungen.

Lakoffs Botschaft ist damit klar: Wer Wahlen gewinnen will, muß über die konservative Verführung durch Rhetorik aufklären, er muß, wie er an vielen Stellen des Buches wiederholt und wiederholt, das Unbewusste bewusst machen. Bemerkenswert, wie diese Formel - dem Wandel durch Diffusion (siehe meinen PNL-74) folgend - aus der Psychoanalyse in sein rhetorisch-theoretisches Register hinüber gewandert ist.

Drew Westen nimmt sogar an, dass es in der politischen Rhetorik eine Art „Racial Consciousness and Unconsciousness“ (S. 219 f.) gibt. Er erwähnt Beispiele konservativer Politiker, die in einer Art Fehlleistung ihren Rassismus haben durchblicken lassen – aber niemand von den Demokraten hat das aufgespießt und angeprangert. Diese Situation war in Deutschland nicht sehr viel anders, auch hier haben manche antisemitische Versuchsballons steigen lassen. Aber der Unterschied war, dass in Deutschland ein anderer politischer Konsens herrscht, wonach solche Äußerungen weitgehend tabuisiert sind. Westen zeigt nun sehr genau, wie geplant diese Äußerungen gemacht werden und wie genau das Publikum sog. „Fehlleistungen“ versteht.

„People express their unconscious motives in their everyday behavior. If they crave power, it will show up in the way they treat their employees, their spouse, or their children. If they are competitive at heart, it will show up in the way they play sports, the way they jockey for position at the office, or the way they look a potential ‘competitor’ up and down at a social engagement.“

In contrast, people act on their conscious motives when they are focusing their conscious attention on them. Conscious motives can override unconscious ones, as when we remind ourselves to be tolerant, compassionate, or fair-minded when we

have just met someone who has triggered a stereotype.” (Westen, S. 226)

Die Empfehlung, die Westen ausspricht, lautet also, Menschen an ihre besseren Absichten zu erinnern. Wer jemandem begegnet, der einen rassistischen Reflex gleichsam auslöse, sollte daran erinnert werden, dass er eigentlich andere als rassistische Werte vertritt.

Mit diesen Zielen kann ich mich jedenfalls ganz und gar einverstanden erklären. Und ich erinnere auch sehr gut, wie einst große Figuren der deutschsprachigen Psychoanalyse, etwa **Alexander Mitscherlich** oder **Horst-Eberhard Richter** bei verschiedenen Gelegenheiten darauf hinwiesen, welche enorme Rolle die politische Metaphorik spiele. Sie erinnerten daran, dass Juden einst als „Ungeziefer“ bezeichnet wurden, dass die Tutsi in Afrika ebenfalls diese Bezeichnung erhielten (siehe meinen PNL-69) und wie sorgfältig solche Vokabeln geplant und vorbereitet worden sind, damit es den späteren Tätern leichter fällt, das Land vom „Ungeziefer“ zu „befreien“. Die eine Metaphorik „Juden=Ungeziefer“ zieht dann die andere Metaphorik „Judenmord=Reinigung“ ganz kohärent nach sich – aber wem es gelingt, die Wirksamkeit der einen Metaphorik zu entkräften, der entkräftet zugleich auch die andere, weil hier ganze metaphorische Netzwerke operieren. Nicht die Metapher im allgemeinen ist das Problem, sondern ganz bestimmte Metaphern können zu Problemträgern werden.

Ich stimme auch damit überein, das rationalistische Menschenbild einer Revision zu unterziehen. Dass Entscheidungen oft vielmehr von emotionalen Gesichtspunkten und Erfahrungen bestimmt sind, als es der Rationalismus meint, scheint mir einleuchtend. Dass dabei imitative Prozesse, wie sie Iacobi herausstellte, eine massenbildende Rolle spielen, wird man nicht bestreiten wollen. Und wie hierbei die Spiegelneuronen schalten und walten, kann ich nur staunend und belehrt zur Kenntnis nehmen. Auch scheint mir gut verständlich, dass die metaphorische Denk- und Wahrnehmungsweise dem begrifflichen Denken weit vorgelagert und

neuronal verschaltet ist. Wer auch immer eine Vater-Übertragung zu seinem Analytiker hat, folgt einer unbewussten Gleichung „Analytiker = Vater“ und nicht umsonst heißt das griechische *metaphorein* auf deutsch „übertragen“; hier ist man also in sehr guter psychoanalytischer Gesellschaft. Die Kontrastierung von einer Gesellschaft, die auf Empathie oder einer, die auf Egozentrik basiert, scheint mir aktuell, auch wenn man da Differenzierungen noch anbringen könnte und müsste.

Aber ich habe doch auch erhebliche Zweifel an der Terminologie. Und damit am theoretischen „frame“. Muß man von „brain“ sprechen, wenn man eigentlich Denken meint? Der erste Teil von Lakoff's Buch ist überschrieben: „How the Brain Shapes the Political Mind“ und damit ist eine bestimmte Richtung vorgegeben. Aber fast alles, was er dann beschreibt, funktioniert genau anders rum: es gibt kulturelle Narrative, die das Denken (mind) formen und das Fernsehen ist nicht die allergeringste Quelle, die ihren Beitrag dazu liefert. Muß man also von „brain“ ausgehen, wenn man bei der Korrektur von rassistischen oder anderen Weltbildern ankommen will? Wäre es nicht richtiger, von einer durchaus „gewollten“, vielleicht sogar „geplanten“ Verdummung weiter Bevölkerungsteile auszugehen? Wenn es stimmt, „that all men are created equal“, dann gilt das doch auch für Gehirne und dann könnten intelligente Kampagnenplaner ja ihren Geist mal darein setzen, die Potentiale der auf niederem Niveau gehaltenen „Gehirne“ zu entfalten...

Und stimmt es, wenn man „Emotionen“ so sehr primär ansetzt, wenn deren Ansprechbarkeit doch gerade das Wort, den „frame“, das Narrativ benötigt? Wie verträgt sich die Idee vom Primat der Emotionen mit deren offensichtlich weitgehender Manipulierbarkeit durch geschickte Rhetorik? Wenn die Rhetorik so einflussreich ist, müssten wir dann nicht viel eher die Emotionen als abhängig von der Kommunikation ansehen? Und bestätigt nicht jedes Wort der beiden Autoren genau diese Auffassung?

Mir will auch in klinischer Hinsicht scheinen, dass die These vom Primat der Emotionen



Mit dem Verhältnis von „Sprache und Emotion“ (so der Buchtitel) befasst sich auch **Monika Schwarz-Friesel** (2007). Auch sie plädiert für einen Verzicht auf das rationalistische Menschenbild, beschreibt die Interaktion von Emotion und Kognition und gelangt dann zur Frage der kommunikativen Mitteilung von Gefühlen. Sie bedürfen irgendeiner Form der Sprache und sei es die „Sprache der Gefühle“. Die Germanistin analysiert sehr schön sprachliche Codes der Liebe und ihrer Klischees, die manchmal stereotype Sprache der Trauer und die Sprache der Holocaustdarstellung und des Hasses. Den Juden wurden nicht nur Metaphern wie „Ungeziefel“ beigelegt, sondern die Strategien verliefen (S. 335) viel subtiler: sie erhielten Namen (Sarah, Israel, Itzig) oder wurden nicht mehr individualisiert, sondern nur als Gattung („der Jude da“) wahrgenommen; das bereitete den Boden für Beschwörungsformeln („Die Juden sind unser Unglück“), aus denen dann weiteres wie zwanglos zu folgen schien. Das Buch bietet insgesamt ein sehr reiches Anschauungsmaterial für die Frage, was es mit den Emotionen auf sich hat und wie sie sprachlich-rhetorisch instrumentalisiert werden können. Es unterstreicht die enorme Wichtigkeit von Emotionen, macht aber mit Nachdruck darauf aufmerksam, dass Emotionen das Denken nicht ersetzen können. Emotionen und ihre Narrative können, ja müssen analysiert werden.



nicht immer weiter führt, dass vielmehr die andere Idee von „mind over mood“ viel weiter trägt, v.a. auch deshalb, weil sie ja unserem therapeutischen Hauptinstrument, der Sprache, einen erheblichen Einfluss einräumt. Die Theorie von frames, Szenarios

und Metaphern könnte vielmehr hilfreich werden, auch den „Mechanismus“ der Beeinflussung in unseren Sprech-Zimmern zu begreifen.

Lakoff haben wir profunde Einsichten in die auch therapeutische Wirkmächtigkeit des Sprechens zu verdanken, aber daraus folgt nicht unmittelbar der Primat der Emotionen. Es könnte sein, dass es um Dimensionen des Unbewussten geht, die weniger in der „Tiefe“ des Autobiographischen als vielmehr an der Oberfläche der Kommunikation aufgefunden werden können. Sie aber werden kaum erinnert, weil sie schon in der Wahrnehmung abgeblendet werden. Wer hat schon auf die entscheidende Differenz bei der Deutung von 9/11 reagiert, wer den Unterschied zwischen „crime“ und „war on terror“ bemerkt? Als „war on terror“ propagiert wurde, war „crime“ – vergessen! Und geht es uns nicht in unseren Behandlungsstunden ähnlich? Bemerkten wir da immer die kleinen Verschiebungen im Sprechen, wenn sich einer von einer aktiven zu einer mehr passiven Form artikuliert und allmählich von einem, der etwas „getan“ hat zu einem wandelt, der etwas „erlebt“ hat und schließlich zu einem, der nur „Opfer“ (der Umstände) war. Doch, ich weiß schon; wir kennen das und bemerken es. Aber bemerken wir es immer? Wenn wir in kasuistischen Seminaren hören, dass ein Falldarsteller „Mitleid“ mit seiner Patientin gehabt hat – hören wir dann auch ein Rettungsnarrativ? Wäre es nicht hilfreich, wir würden das Gefühl (Mitleid) als Element eines solchen unbewussten Narrativs auffassen? Die Analyse der Gegenübertragung könnte hier um manche interessante Dimension erheblich erweitert werden. Aber selbst, wenn wir so zu denken mehr und mehr dazu lernen würden, wäre es nicht zwingend, Emotionen als primär anzusetzen, sondern als gleichursprünglich mit den Narrativen; sie begleiten und indizieren Narrative, aber sie bringen sie nicht hervor. Da spielen andere Faktoren wie das Gedächtnis wahrscheinlich eine viel ausgeprägtere Rolle.

 DAS GEDÄCHTNIS UND DAS UNBEWUSSTE

Der Hinweis auf rhetorische Umwelten und kollektive Erfahrungen mit Anderen bringt nun das Gedächtnisthema wieder in die Diskussion. Ein Politikwissenschaftler aus Aachen, **Helmut König**, hat dazu ein bemerkenswertes Buch „Politik und Gedächtnis“ (2008, Velbrück-Verlag) geschrieben, worin er die Rolle der Psychoanalyse zur Klärung dieser Zusammenhänge kenntnisreich würdigt. Wir leben in einer derartig von der Psy-

Eine kleine Einspielung soll erinnern, wie das Thema von Vergessen und Erinnern durchaus literarisch immer wieder bearbeitet wurde. In einem Roman aus dem England nach den napoleonischen Kriegen beschreibt Elisabeth Gaskell („Frauen und Töchter“, Manesse-Bibliothek) das Schicksal von Molly Gibson, die erlebt, wie ihre Stiefschwester Cynthia von einem Liebhaber erpresst wird. Dann heißt es:

„Sie war überzeugt, dass es früher in Ashcombe eine tiefere Vertrautheit zwischen den beiden gegeben hatte und dass die Erinnerung daran, die sie offensichtlich ebenso eifrig vergessen wollte, wie er bestrebt war, sie wachzuhalten, Cynthia oft quälte und reizte““ (S. 542). Und später:

„Für den Rest des Tages war Molly niedergeschlagen und fühlte sich nicht wohl. Sie war es nicht gewohnt, dass sie etwas zu verbergen hatte – ein noch nie dagewesener Zustand, der in jeder Hinsicht an ihr zehrte. Es war ein Alptraum, der sich nicht abschütteln ließ; sie wünschte sich so sehr, alles vergessen zu können, und doch schien sie jede kleine Begebenheit daran zu erinnern.“ (S. 635)

choanalyse bestimmten Welt, dass es uns einfach selbstverständlich erscheint, das sich zu Erinnern der höchste Wert sein muß. Dass man es Jahrhunderte vorher genau anders gedacht hatte, ist selbst – vergessen! Wie ist der Zusammenhang von „Erinnern“ und „Vergessen“ gedacht worden? Was wird als der Erinnerung wert befunden und was kann vergessen werden? Und stellen beide Positionen eigentlich symmetrische Werte dar, sind sie einander gleich? Welche Rolle spielt dabei das Gehirn oder gibt es andere Medien der Erinnerung und des Vergessens? Das wiederum zu beachten, war immer schon Teil der Politik und Politikwissenschaft. So sehr, dass Erinnerungspolitik seit einigen Jahren zu einer ganz neuen Domäne avancieren konnte, bei der auch die Auseinandersetzung mit „mind“ und „brain“ zum Zuge kommt.

Helmut König erinnert z.B. daran, dass in Friedensverträgen beständig die Formel auftauchte, alles, was zwischen den beteiligten Völkern geschehen sei, solle „vergessen und vergeben“ werden. Das Vergessen der wechselseitig zugefügten Untaten wurde geradezu als Bedingung für Vergebung und damit für einen Neu-Anfang gesehen. Wenn man sich erinnerte, musste man nämlich auch – bestrafen! Und damit den Konflikt wieder an-

heizen.

Die Rolle des Vergessens und die der Erinnerung wurde von Philosophen extrem polarisiert diskutiert. Ohne Gedächtnis zu leben wie das Tier sahen manche (wie **Nietzsche**) als Segen an, während andere (wie z.B. **John Locke**) das Gedächtnis als

Voraussetzung des Sich-Selbst-Gleichbleibens der Person ansahen, also als Bedingung von Identität. Und wiederum andere sofort einwandten, wer immer nur der Gleiche bleibe über die Jahre, müsste gestehen, nichts dazu gelernt zu haben; Identität wäre, so gesehen, nicht mehr genau von Lernbehinderung zu unterscheiden!

Aus der *Dialektik der Aufklärung* zitiert König die These, dass die Herrschaft des Menschen über Natur erst durch Vergessen möglich gemacht worden sei, dass Erinnerungsverlust „transzendente Bedingung der Wissenschaft“ sei; vergessen werden die Qualen und das Leiden aus den herrschaftlichen Zurichtungen. Was aber wird denn eigentlich erinnert und wie geschieht das?

In seinem Zugriff auf die philosophische Geschichte dieser Kontroverse kommt

Helmut König zu einer interessanten Zwischenbilanz:

„Wir haben also eine Dreierfolge von Sinnesgegenstand, Gedankending und Erinnerungsbild, die keinesfalls identisch miteinander sind. Ein sichtbarer Gegenstand wird in ein unsichtbares Vorstellungsbild verwandelt, dieses Vorstellungsbild wird im Gedächtnis gespeichert. Von dort ruft die Erinnerung sie herauf und verwandelt sie dabei in das Erinnerungsbild.“ (S. 28)

Erinnerung also geschieht durch Umwandlung einer Sinneserfahrung zu einem Gedankending, das in ein Erinnerungsbild verwandelt wird. Das ist die bekannte Antwort aus der modernen Gedächtnisforschung: dass die Gegenwart es ist, die bestimmt, was wir aus unserem Gedächtnis heraus selektieren. Und schon hier begegnen wir erneut dem Umstand, dass der Sinnesgegenstand keineswegs determiniert, was später Erinnerungsbild wird. Die neuronalen Momente begleiten uns immer, aber sie haben uns nicht im Griff. Denn damit aus einer Sinneserfahrung ein Erinnerungsbild entsteht, kommen noch ganz andere, symbolische und kulturelle Faktoren ins Spiel. Doch langsam.

Zunächst einmal: Was ist am Erinnern bzw. am Vergessen möglicherweise heilsam und was wäre daran schädlich? Wie ist das gesehen worden?

König findet, dass die Psychoanalyse Freuds hier eine ganz neue Fragestellung ermöglicht habe. Wer *alles* erinnern würde, würde ebenso verrückt wie der, der sich an *nichts* erinnert. Irgendwie ist „die Alternative Vergessen *oder* Erinnern offensichtlich falsch“ (S. 33). König verweist auf Freud, der schon in der Traumdeutung behauptet habe, dass nichts, was wir einmal geistig besessen haben „ganz und gar verloren gehen kann“. Vergessen reduziert sich für Freud auf ein Absperrn. Das unbeabsichtigte Vergessen sei ein „nicht gedacht soll seiner werden“, wie Freud von **Heinrich Heine** gerne zitierte.

„Wichtiger als diese sehr allgemeinen Aussagen ist die Frage, in welches Verhältnis sich das Ich zu diesem nicht vergessbaren Material setzt“ (König, S. 35 f.)

Diese Frage eröffnet einen ganz neuen Bezugsrahmen, weil die Hysterikerinnen

Freuds „an ihren Reminiszenzen leiden“, die sie eben gerade *nicht* erinnern.

„Es wäre fraglos gut, wenn sie vergessen könnten. Vergessen können sie jedoch nur, wenn sie sich richtig erinnern. Das richtige Erinnern aber ist nicht leicht, weil ihm vielfältige Widerstände entgegenstehen, die von starken Affekten gespeist werden. Im Kontext der Psychoanalyse sind Erinnern und Vergessen keine rein kognitiven Vorgänge. Die Patienten, die an Reminiszenzen leiden, haben nicht einfach etwas vergessen, sondern sie haben verdrängt. Und Verdrängung, dieser Zentralbegriff der Psychoanalyse Freuds, ist dadurch charakterisiert, dass es ein Versuch des Vergessens ist, der misslingt. Nicht die Spannung zwischen Vergessen und Erinnern ist die Achse, um die herum sich die Psychoanalyse Freuds bewegt, sondern im Zentrum steht die Spannung zwischen Verdrängung einerseits und dem *Erinnern, Wiederholen und Durcharbeiten* (Freud 1914 a) andererseits. Die Widerstände, die die Patienten der Erinnerung an das Verdrängte entgegensetzen, können nicht einfach ausgeschaltet oder umgangen werden.“

Freud beobachtete etwas, was er als „Agieren“ bezeichnete:

„Das Durcharbeiten erkennt, dass im Agieren die Vergangenheit den Sieg über die Gegenwart davonträgt und kann dadurch die Macht des unkontrolliert fortwirkenden Gedächtnisses brechen. Das Ziel der psychoanalytischen Kur besteht nicht in der Wiederherstellung der rein kognitiven Leistung der Erinnerung im Sinne einer Steigerung der memorialen Fähigkeiten, sondern in der Möglichkeit und Fähigkeit, die Wunden, die das Leben schlägt, nicht zu verdrängen, sie vielmehr so in das Gedächtnis aufzunehmen, dass sie zugleich erinnert und vergessen werden können und dadurch ihre zerstörerische untergründige und unkontrollierbare Macht verlieren.“ (S. 36)

Man sieht hier, wie der Politikwissenschaftler prägnant die Leistung Freuds herausarbeitet, der über die jahrtausendealte Kontroverse von „Vergessen *oder* Erinnern“ hinausgeht und mit dem Konzept der Verdrängung einen Punkt der Anschauung gewinnt, von dem aus es nun heißen kann „Erinnern *und* Vergessen“ und, mit kurativer Wirkung, sogar dann gesteigert wird zu: „Erinnern, *um zu* vergessen“.

Das hatte Auswirkungen bis in die Politik. Denn wenn bislang das Vergeben ans Vergessen geknüpft war, so ging das seit den massenhaften Grausamkeiten des ersten, schlimmer aber noch seit denen des zweiten Weltkriegs mit der industrialisierten Menschenvernichtung nicht mehr – unmöglich, das zu vergessen. Die Definition von **Max Weber**, Nationen seien „Erinnerungsgemeinschaften“ musste freilich in Deutschland zunächst der Erfahrung einer Verdrängungsgemeinschaft in der Adenauerzeit weichen. Deren Überwindung hat immerhin dazu geführt, dass es andere Länder gibt, die ihrerseits begreifen, dass Vergessen/Verdrängung der Verbrechen nichts befriedet; dazu gehören Südafrika und in Europa Länder wie Spanien und Portugal. Vergeben, so fängt man zu sehen an, ist an Erinnern geknüpft.

König stützt sich in seinen Darlegungen stark auf die Arbeiten des Soziologen **Maurice Halbwachs**, der schon 1925 ein Buch über die sozialen Dimensionen des Gedächtnisses vorgelegt hatte. Wir erinnern uns, weil wir mit anderen über Erlebtes sprechen, weil wir in Gruppen (Familien, Vereinen oder Gesellschaften) Erinnerungen pflegen – und wer da nicht dazu gehört, erinnert sich nicht. Ich als Nicht-Fußballer weiß nur, dass 2006 da eine Weltmeisterschaft war und alle Fahnen an ihre Autos hefteten, aber ich erinnere mich nicht, wer wann wo welches Tor im Spiel gegen welche Mannschaft schoss, aber ein Fußballfan hat da ein ganz anderes Gedächtnis. Das heißt, dass wir in modernen Gesellschaften nun immer in mehreren Gruppen zugleich zuhause sind, in ihnen verschiedene Zugehörigkeiten haben und Rollen spielen und dass unser Gedächtnis nicht im ganzen, aber doch nicht unerheblich davon bestimmt wird. Erinnerungen, „die nicht zur vorherrschenden Deutungslage einer Gesellschaft passen“ (S. 87), können kaum Resonanz im öffentlichen Raum finden und werden ins Private abgedrängt.

Natürlich kennt König die neuere Gedächtnisforschung, die das prozedurale vom propositionalem Gedächtnis unterscheidet. Das prozedurale Gedächtnis bezieht sich auf Handlungen, die wie das Fahrradfahren automatisiert werden, das propositionale Ge-

dächtnis ist an Sprache (Propositionen) gebunden und wird noch einmal in das episodische und semantische Gedächtnis unterteilt (S. 51). Das episodische Gedächtnis kommt dabei den „Szenarien“ nahe, die Lakoff beschrieb, denn hier werden v.a. Szenen des Autobiographischen erinnert, während das semantische Gedächtnis gleichsam kontextfrei Fakten oder Wissen wiedergeben kann. Aber mit diesen Unterscheidungen kann der Politikwissenschaftler nur begrenzt etwas anfangen; sie sind ihm zu sehr individualistisch verengt. Mit diesen Unterscheidungen wird die Fiktion nahegelegt, man könne in einem individuellen Gehirn lauter verschiedene Gedächtnisorten entdecken und ihnen Areale zuweisen, deren Aktivierung man dann mit bildgebenden Verfahren auf dem Bildschirm sehen könne; gerade diese Vorstellung von neurologisch bestimmbaren Gedächtnisorten ist jedoch nicht der Fall. Man kann sie nur theoretisch und begrifflich unterscheiden und sie als hypothetische Konstrukte experimentell testen. Auf Sprache, bildkräftige Symbole und Rahmungen („frames“) von Ereignissen als „erinnerenswert“ kommt es dennoch durchaus an. Mehr beinahe noch auf „Medien und Notationssysteme“ (S. 71), in denen Erinnerungen nicht nur festgehalten, sondern auch politisch instrumentalisiert werden können. König (S. 54) zitiert den Leiter einer Bio-Ethik-Kommission beim amerikanischen Präsidenten, **Leon R. Kass**, der in einem Bericht *Beyond Therapy* (2005) dringlich davor gewarnt hatte, der Illusion zu folgen, man könne den Überlebenden von Katastrophen Gedächtnispillen verabreichen, die ihnen beim Vergessen von Schrecklichem helfen würden. Die Debatte darüber ist im Gang und König erkennt darin eher eine „neue Etappe der Biopolitik“ (S. 55). Wir wissen nicht mehr über Lenin, wenn wir sein Gehirn in allen Details seziiert hätten oder das könnten.

Wichtiger ist die Verständigung zwischen verschiedenen Gruppen der Gesellschaft. Die Frage bekommt großes Gewicht,

„wie es mit der Verständigung zwischen unterschiedlichen gedächtnisprägenden Rahmen bestellt ist. Lassen sich die Erinnerungen einer Gruppe in die Erinnerungen anderer Gruppen übersetzen? Gibt es die

Möglichkeit der Erinnerungsübernahme, mindestens der vermittelnden Verständigung über unterschiedliche Erinnerungen? ... Diese Frage spielt für das Problem der Kommunikation über Gedächtnisinhalte eine große Rolle. Das wird am deutlichsten sichtbar in den Konflikten um die Erinnerung an die Shoah. Das Gruppengedächtnis der Opfer, der Täter und Mitläufer des Nationalsozialismus einschließlich ihrer Nachkommen, erweist sich jeweils als ein so festgefügtter Rahmen, dass eine Kommunikation zwischen ihnen häufig unmöglich ist.“ (S. 70)

Wie auch Lakoff und Westen erkennt König den „frames“ damit entscheidende Bedeutung zu. Die Vertriebenen beklagen den Verlust ihrer Heimat. Aber in welchem Sinne könnte etwa **Erika Steinbach**, die Vorsitzende des Bundes der Vertriebenen, ihren Heimatverlust einklagen? Denn sie ist Tochter eines Unteroffiziers der Deutschen Wehrmacht, der von Hanau bei Frankfurt ins polnische Rumia bei Danzig übersiedelte, nachdem Polen von Deutschland überfallen worden war. Dort wird sie 1943 geboren und ist somit natürlich in keinerlei Weise persönlich verantwortlich zu machen. Aber wurde sie 1945 ihrer Heimat beraubt? Heimat, so erweist diese Analyse (S. 90) ist eher ein „frame“, der bestimmte Emotionen auf die politische Agenda bringen soll; diese Emotionen sind ohne diesen „frame“ nicht aktualisierbar. Zwischen dem individuellen Gedächtnis und dem der Gruppen besteht eine Asymmetrie, die König so erläutert:

„In meinen Augen spricht alles dafür, dass Gruppen, Institutionen, soziale Gebilde nicht nur das jeweilige Gedächtnis ihrer Mitglieder prägen, sondern ein eigenes Gedächtnis haben. Um das zu verstehen, muß man sich von der Annahme frei machen, dass man nur dort von Gedächtnis und den ihm korrespondierenden Leistungen sprechen darf, wo es eine neuronale Basis dafür gibt. Deswegen helfen die Neurowissenschaften im Blick auf das soziale Gedächtnis auch nicht weiter. Das individuelle menschliche Gedächtnis hat ein natürliches Korrelat in der neuronalen Ausstattung des Menschen. Das soziale Gedächtnis ist artifiziell. Soziale Gebilde haben kein Gehirn und keine neuronale Ausstattung. Das Gedächtnis, das sie ausbilden, ist eine Realität von ganz eigener überindividueller Qualität

und Logik. Es funktioniert mithilfe symbolischer Praktiken, Zeichen und Austauschformen, die vergangene Episoden und Epochen vor dem Vergehen bewahren und für die Gegenwartsgesellschaft zugänglich halten. Immer und überall entwickeln Gruppen, Institutionen, Organisationen und soziale Ordnungen ein Gedächtnis. Es ist ein zentrales Element ihrer Selbstvergewisserung und Bestandssicherung, es enthält sowohl jüngste wie weit zurückliegende Ereignisse, es kristallisiert sich und prozessiert in einer Fülle symbolischer Formen, in Bauwerken, Denkmälern, Feiern, Schriften und Ritualen, es steht nicht ein für allemal fest, sondern ist umkämpft und ständiger Wandlung unterworfen, es ist Teil des Selbstbilds, des Selbstverständnisses und der Identität gesellschaftlicher Gruppen, und es geht konstitutiv in die Formulierungen politischer Zukunftsabsichten ein.“ (S. 101)

Die Gleichsetzung des Gedächtnisses mit dem Inhalt eines individuellen Kopfes verführt also zu der Annahme, man müsse die neuronalen Verknüpfungen als primär und v.a. als kausal ansehen, wenn man das Gedächtnis und damit Identität untersuchen wolle; aber diese Gleichsetzung ist selbst schon eine Verengung, die sich der Suprematie des neuronalen Denkens unbefragt unterwirft. Tragfähiger als die genannten Unterscheidungen von prozeduralem und propositionalem Gedächtnis erscheint König deshalb die Befassung mit dem *kulturellem Gedächtnis*, wie es **Jan Assmann** vorgeschlagen hat.

Ein *kommunikatives Gedächtnis* kann davon unterschieden werden; es hat eine Lebenszeit von etwa 80 Jahren, nämlich solange ungefähr, wie ein Mensch lebt und seine Erfahrungen erinnern und den nächsten Generationen kommunizieren kann; meist ist es auch auf den weiteren familiären Rahmen begrenzt.

Das *kulturelle Gedächtnis* hingegen kann sich externalisieren. Es existiert vor allem in Bibliotheken, Bauten, Denkmälern, Ritualisierungen, Rezitationen und Feiern – und deshalb kann man sagen, dass die Serben sich der Schlacht auf dem Amselfeld „erinnern“, obwohl diese Ereignisse mehr als 600 Jahre vorbei sind und niemand sich erinnert. Aber im kulturellen Gedächtnis kann so etwas

aufbewahrt werden und unter aktualisierten politischen Druck geraten. Der Kulturwissenschaftler **Aby Warburg** hatte früher schon den Begriff der „Pathosformel“ dafür gefunden, wenn Menschen Erfahrungen ihrer Zeit mit Geschehnissen aus der Vergangenheit imaginieren. Wenn ein Bundeskanzler sich als „Enkel Adenauers“ beschrieb, wenn manche aus arabischen Ländern den siegreichen „Sultan Saladin“ der Kreuzzüge wiederauferstehen lassen, wenn der Reichskanzler **Paul Hindenburg** in der damaligen konservativen Wahlwerbung als „Erlöser“ des Vaterlandes dargestellt wurde, dann werden hier Pathosformeln verwendet – heroische Formeln aus der Vergangenheit für aktuelles Befinden. Das übrigens macht die Psychoanalyse, genau genommen, nicht viel anders. Auch wir deuten ja heutige familiäre Geschehnisse mit antiken Formeln wie Ödipus oder Medea und erreichen in gewisser Weise damit etwas ähnliches, nämlich eine Erleichterung aus der Feststellung, dass es anderen vor uns schon ebenso erging. Zugleich aktualisiert sich darin das kulturelle Gedächtnis. Es ist weit älter und vielfach an Schrift oder Schriftäquivalente gebunden und geht über die individuell begrenzte Erfahrung und Erinnerbarkeit weit hinaus.

Damit gelangt König zu einer ersten von vier Fallstudien, worin er als einen Spezialfall des kulturellen Gedächtnisses das religiöse Gedächtnis des Judentums im Bund mit Jahwe untersucht. Weitere Fallstudien folgen über **Thomas Hobbes**, **Max Weber** und schließlich über die Bundesrepublik. Hierbei akzentuiert der Autor das, was er als das postnationale Gedächtnis bezeichnet. Nicht mehr der Heroismus der nationalen Erinnerung – an Schlachten oder große Entdecker, an Weltreisende und Erfinder -, sondern die Erinnerungspolitik des „kommunikativen Beschweigens“ (S. 522) wird hier konstitutives Moment der Verdrängung *und* Aufarbeitung der NS-Vergangenheit. In der Ära Adenauer lag der Akzent auf einer „Gemeinsamkeit des Vergessens“ (S. 523). Frei-

lich ist die etwa 20 Jahre lang praktizierte Paradoxie eines *kommunikativen Beschweigens* im Konzept des kulturellen Gedächtnisses nicht recht unterzubringen; denn es handelt sich hier um eine Praxis des Einverständnisses des Verschweigens, gerade weil man sich zu gut erinnert. Aber das Verschweigen schließt die entsprechenden Geschehnisse aus dem gesellschaftlichen Gespräch, aus dem kommunikativen Gedächtnis aus und blockierte das Gespräch zwischen den Generationen. Selbst eine Figur wie **Karl Jaspers**, der mit jüdischer Frau abgeschieden überlebte, meinte 1946, dass es zum Verschweigen keine Alternative gegeben habe und jeder mit sich selbst und seinem Gott ins Reine kommen müsse. König meint, dass das wahrscheinlich realistisch war (S. 529), aber die Folge ist, dass das Bild eines täterlosen NS-Regimes entstand. Jeder nahm die eigenen Familienmitglieder aus, es gab eine allgemeine Exkulpationssolidarität und die Deutschen wandelten sich zu einem Volk der Opfer, das von den Amerikanern befreit wurde – mit Lakoff erkennen wir das Rettungsnarrativ. Das alles war kritisch thematisiert worden durch die Frankfurter Schule, dann unter Mitscherlichs Einfluss in Frankfurt (S. 534) und von dem originär psychoanalytischen Gedanken getragen, dass nur Erinnerung – in den Details – heilsam sei, auch wenn dieses „Heil“ sich vielleicht erst in späteren Generationen werde durchwirken können, weil unsere Generation zu arg davon beschädigt sei. Erst seit etwa 1979, als die Fernsehserie *Holocaust* gesendet wurde und 1986 „Shoah“ von **Claude Lanzmann** lief, konnte man zu akzeptieren beginnen, ein Volk von Tätern gewesen zu sein. Aber mit der Erinnerung wird nun nicht die Idee eines heldischen Nationalismus revitalisiert, sondern weit moderater die Fähigkeiten erinnernd geschaffen, Schuld anzuerkennen und zu verarbeiten. Daran, so zeigt König unpathetisch anerkennend, hat die Psychoanalyse ihren beachtlichen Anteil.

NEBENWIRKUNGEN

Mir will scheinen, aus dieser Debatte lassen sich ein paar Folgerungen ziehen, die ich hier der Reihe nach auflisten möchte:

Es gibt kulturelle Formen des Gedächtnisses, die neurowissenschaftlich *nicht* beschreibbar sind; und es handelt sich um Formen, die dennoch ständig präsent sind. Sowohl Lakoff wie Westen als auch König nennen mit Nachdruck den Einfluss der Medien, die für ganze Kollektive ihre Gedächtnispolitik betreiben und steuernden Einfluss ausüben. Die Psychoanalyse wird sich mit diesen Einflüssen verstärkt auseinander setzen müssen, denn sie können in problematischer Richtung ausschlagen – wie die amerikanischen Autoren zeigen –, oder aber in einer heilsamen Richtung wirken, wie König dem Einfluss der Psychoanalyse attestiert.

Aber die Psychoanalyse könnte damit auch genötigt sein, eine bestimmte Denkrichtung zu überdenken. Meist sieht man in psychoanalytischen Diskussionen eine Art „bottom-up“-Richtung des Denkens: alles steigt gleichsam aus den Tiefen des Unbewussten auf, das Unbewusste ist das Frühe, das Archaische, der Dampfkessel brodelnder Energien, das evolutionär noch Unentwickelte. „Oben“ sitzen die Tugenden des Verstandes, des Moralischen, der Reflexionsfähigkeit, des Überblicks. Aber das sei nur eine dünne Schicht der Zivilisation.

Nun, es könnte sein, dass wir uns da umstellen müssen und sehen lernen, wie sehr wir „top-down“ beeinflusst werden. Dass Gefühle keineswegs immer zuerst „da“ sind und dann den Verstand verwirren; sondern dass unklar erfasste Denkformen des Bewusstseins, unanalytisierte Metaphern unser bewusstes (!) Denken beeinflussen und dann (!) Emotionen hervorrufen, Emotionen also Folgen, nicht Ursachen von Denken sein können. Das Wagnis heißt, auch den Primat des Bewusstseins zu denken. „Denken macht traurig“, formulierte **George Steiner** seinen Buchtitel.

Diese Richtung von „oben-nach-unten“ haben wir nach meinem Eindruck etwas vernachlässigt. Wenn ich noch einmal vergegenwärtige, wie im Irak-Krieg eine Besetzung *als* Befreiung von Tausenden *erlebt* wurde und werden sollte, dann muß die abstruse Tatsache, dass das doch immerhin möglich war und auch hierzulande tausendfach diskutiert wurde, dazu führen, den Primat des Erlebens unter die kritische Lupe zu nehmen. Ja, etwas zu erleben muß in der Therapeutik primär sein, jemand muß unbedingt sagen dürfen, was er erlebt und er muss es solange und ausführlich sagen dürfen, bis er eben alles gesagt hat. Aber welche Instrumente haben wir eigentlich, um ein solches Erleben zu *analysieren*? Man kann gleichsam nicht beim Erleben stehen bleiben, denn Erleben *kann* täuschen. Einer der sich angegriffen *fühlt*, kann daraus den Präventivschlag ableiten wollen und dieser fatalen Logik begegnen wir in der Politik wie im Alltag gleichermaßen. Mit der Rhetorik des Erlebens allein kann man sich auch selbst auf nicht gering schädigende Weise selbst täuschen. Das muss nicht so sein, aber die historische Belehrung zeigt doch immerhin, dass es möglich ist, und auch daraus wären methodische Konsequenzen zu ziehen.

Aus den hier genannten Arbeiten könnten sich manche Anregungen ergeben; auf die Nähe von Lakoff's Denken zu Alfred Lorenzer habe ich nicht nur hier vielfach hingewiesen. Wenn Lorenzer daran gescheitert sein sollte, seine Kulturanalysen am Material zu erproben, dann könnten hier bei Lakoff, Westen, König und anderen die begrifflich-theoretischen Werkzeuge bereitliegen. Damit würde die Psychoanalyse mehr und mehr wieder nicht nur Krankheitslehre, sondern

Einen tiefen Blick auf die Rolle der Kultur und was in ihr vergessen wurde, wirft **Herbert Stein** in seinem neuen Buch „Weg der Bilder - Psychoanalytische Kulturtherapie“, das im Shaker-Media-Verlag 2008 erschienen ist.

Auch das Thema unseres PNL-70 wird hier fortgeführt.

Kulturtheorie (vielleicht fähig zur Kulturtherapie), die sie nach dem Willen ihres Begründers doch auch und vor allem werden sollte. Und in diesem Ziel stimmen Freud und Lakoff ja überein.